



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Auf dem Krankenbett.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Heut ist der erste leidenvolle Tag,
da ich mich nicht vom Lager heben mag.

Fernab die Welt. Im Reiche meines Blicks
an nackter Wand allein das Kruzifix!

An hellen Tagen liebt' in Hof und Saal
ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual.

Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich's betrachte, wird die Last
mir abgenommen um die Hälfte fast.

Denn statt des Einen leiden unser Zwei:
mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Krankenbesuche.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Matth. 25, 36.

Krankenbesuche zu machen ist nicht nur das Amt des Seelsorgers und Pfarrers, nicht nur der Beruf des Arztes und der Gemeindegewerter, sondern auch eine selbstverständliche Liebespflicht für jeden Christen. Aber freilich, richtige Krankenbesuche zu machen ist eine schwere Kunst, an der wir alle unser Leben lang zu lernen haben.

Die meisten Krankenbesuche leiden an dem Fehler, daß sie zu lang ausgedehnt werden. Gewiß freut sich der Kranke, sofern er überhaupt Besuche empfangen darf, über jeden Besuch, der ihm etwas Abwechslung bringt. Wahrscheinlich fordert der Kranke uns auch auf, noch länger zu bleiben, und durch unseren Besuch ist er im Augenblick so angeregt, daß wir uns leicht über seinen Zustand täuschen. Aber oft kommt nachher der Rückschlag, die Nerven waren zu sehr angestrengt, und unser Besuch, der ihm doch eine Erfrischung sein sollte, hat dann schließlich das Gegenteil erreicht. Darum: lieber häufigere und kürzere Besuche als seltene und allzu lange!

Da unser Besuch dem Kranken ein wenig Freude bringen möchte, werden wir nicht gern mit leeren Händen kommen. Oft wird ihm eine leibliche Stärkung willkommen sein, aber häufig wissen wir gar nicht, was ihm erlaubt ist zu essen und zu trinken. Da wird ihn auch ein Blumenstoc erfreuen oder noch besser ein kleiner Strauß selbst gepflückter Blumen aus dem Garten oder aus Wald und Feld. Auch etwas zu lesen können wir manchem Kranken bringen, aber keine dicken, schweren Bücher, die er schon Mühe hat, in der Hand zu halten.

Doch wenn es auch richtig ist, daß wir nicht mit leeren Händen zu einem Kranken kommen wollen, so ist es noch

viel wichtiger, daß wir nicht mit leeren Herzen zu ihm kommen. Er darf erwarten, daß wir ihm ein Herz voll Liebe mitbringen. Diese Liebe zeigt sich zunächst nicht im Reden, sondern darin, daß wir uns still neben ihn setzen. Zwei Menschen, die schweigend zusammensein können, sind sich nicht innerlich fremd. Und dann wollen wir still zuhören, was er uns zu sagen hat. Ein Kranker, der stundenlang allein liegt und Zeit zum Nachdenken hat, will sich auch gern aussprechen, wenn Besuch kommt. Darum wollen wir uns von ihm erst einmal sagen lassen, was ihn gerade beschäftigt. Weiter können wir ihm unsere Liebe darin zeigen, daß wir ihm etwas erzählen von der Welt da draußen, von der er nun ganz abgeschnitten ist. Freilich keine aufregende Zeitungsnachrichten, sondern kleine freundliche Dinge und Erlebnisse aus seinem oder unserm Beruf, aus der Familie daheim oder der Natur draußen.

Und wenn er vielleicht eben sehr klagte über sein trauriges Los, dann wollen wir versuchen, seine Gedanken auf etwas Frohes zu lenken, ihm etwas zu zeigen, was auch ihm mitten in allem Leid noch Grund zur Freude und Dankbarkeit sein kann, und sei es auch nur ein heller Sonnenstrahl, der gerade in seine Stube fällt und ihm einen Gruß von dem Vater droben bringen möchte.

Das ist ja wohl die schwere Kunst, die Gedanken des Kranken vom Irdischen und Vergänglichen auf das Ewige zu lenken, sein unruhiges Fragen über den Verlauf der Krankheit zur Ruhe zu bringen durch den Hinweis auf Gottes guten, gnädigen Willen, in dessen Hand unser aller Leben steht, ob wir krank sind oder gesund. Dann ist der feierliche Augenblick gekommen, wo sich die Hände des Kranken und des Besuchen wie von selbst falten und beider Herzen sich im Gebet zu Gott erheben. Es braucht kein freies Gebet zu sein, es kommt gar nicht darauf an, daß unser Gebet des Kranken neu ist, vielleicht wird er mehr Trost und Stärkung an alten, längst vertrauten Bibelsprüchen und Liederversen haben, die er selbst in Gedanken mitbeten kann, und die seiner matten Seele wieder Kraft geben.

Schließlich lassen sich allgemein gültige Regeln für Krankenbesuche überhaupt kaum aufstellen. Der rechte innere Takt, die Höflichkeit des Herzens, die Liebe, die sich nicht ungebärdig stellt, kann uns allein sagen, ob wir in dem einzelnen Fall unsern Besuch abkürzen müssen oder verlängern dürfen, ob wir still zuhören oder selbst das Wort nehmen sollen, und wie wir die Seele vom Irdischen auf das Himmlische hinlenken können. In allen Fällen aber gilt es, Gott zu bitten um die rechte innere Ruhe und Sammlung und Weisheit, daß es uns gelingen möchte, den Kranken wirklich zu erheben über sein Leiden, sein Herz zu erfreuen, ja ihm selbst etwas zu sein durch unsere bloße Gegenwart.

Uebrigens werden wir alle wohl schon zuweilen einen

Kranken besucht haben, der uns viel mehr geschenkt hat, als wir ihm geben konnten: durch seine Geduld und sein Gottvertrauen und seine Ewigkeitshoffnung hat er unsern schwachen Glauben wunderbar gestärkt und wir haben solche Krankenstube jedesmal mit dem Eindruck verlassen, daß wir den Herrn Christus selbst dort besucht hätten.

Treu.

Michael Meyenburg.

Von Paul Schreckenbach.

„Ihr Herren,“ erwiderte Meyenburg, „Wenn der Kaiser uns dereinst fragen sollte: Warum habt ihr also getan? da werden wir ihm erwidern: Weil Eure kaiserliche Majestät uns so wenig schützen konnte, wie sie den Rat zu Mülhhausen geschützt hat. In der Not muß sich jeder selber helfen, wie er kann. Meinetwegen kann man ja die Pfaffen ihres Eides wieder entbinden, wenn der Tumult vorüber ist. Daran muß die Majestät erkennen, daß wir nur in der Not so gehandelt haben.“

„Wollt Ihr es auf Euch nehmen, in das Stift einzudringen und sie zu nötigen, unseren Willen zu tun?“ fragte Schmidt. „Ihr wißt, daß die Kreuzpfaffen Euch schon verklagt haben vor dem kaiserlichen Gerichte.“

„Es wird sich ja wohl sonst niemand dazu drängen,“ versetzte Meyenburg mit einem leisen Lächeln. „Ihrer Klage lache ich. Und ich sage Euch: so mich dieser Rat, der jetzt in Nordhausen gebietet, in das Kreuzstift sendet, so gehe ich hin, und Ihr sollt es erleben, daß die Pfaffen alle zu Kreuze kriechen. Sie werden ihre Kleinodien ausliefern, ihr Stift von uns besetzen lassen und den Eid schwören, dessen seid sicher. Man muß nur auf ihr Geschrei nicht achten und ihnen eine feste Hand zeigen.“

„So tut es, wenn Ihr möget!“ rief Schmidt. „Mich aber laßt aus dem Spiele! Was Ihr sonst ratet, halt ich für recht und gut. Das aber geht mir zu weit, und ich kann dazu nicht ja sagen. Die Pfaffen angreifen, heißt den Kaiser reizen. Liebe Freunde, hiervon rate ich euch ab. Bedenkt das Sprichwort: Allzu scharf macht schartig.“

„Besser ein schartiges als ein stumpfes Schwert!“ rief Meyenburg trotzig. „Denkt darüber nach, ihr Herren, ob nicht in diesen Zeiten die Stadt muß unter einem Regiment sein und ob wir dürfen diesen Pfahl in unserm Fleische dulden.“

„Wer will, daß wir mit den Klöstern und dem Stifte tun, wie der Syndikus geraten hat?“ fragte Herr Conrad Ernst. „Ich bin der Meinung, daß er löblich geraten hat.“

Es ergab sich, daß neun von den Ratsmeistern der Meinung Meyenburgs beifielen und drei sich der Stimmen enthielten. „So ist auch das in Eurem Sinne entschieden,“ wandte sich der worthabende Bürgermeister zu Meyenburg. „Ihr habt uns, wie ich meine, Gutes geraten, und nun wollen wir zu Gott bitten, daß alles zum besten ausfalle. Ich gebe Euch Vollmacht, die Pfaffen des Kreuzstiftes unter den Gehorsam der Stadt zu zwingen.“

„Ich danke Euch, Herr Bürgermeister,“ erwiderte Meyenburg, erhob sich von seinem Sitze und verneigte sich. „Ihr werdet, wie ich denke, sehen, daß sie nicht ernstlich widerstreben. Widerstreben sie dennoch, so sollen sie den gefunden haben, der sie trotz ihrer Schutzbriefe und Privilegien zähmen wird. Darauf verlaßt Euch.“

IV.

Als die Morgenröthe des folgenden Tages die Dächer Nordhausens mit einem rosigen Glanze übergoß, hatte sich in der guten Stadt im Laufe einer kurzen Stunde sehr vieles verändert. Der Plan Meyenburgs, die Verdächtigen zu entwaffnen, war vollkommen geglückt, und dabei hatte sich's gezeigt, daß ein Teil der kleinen Bürger mit Waffen aller Art überreichlich versehen war. Nicht nur Schwerter, Spieße und Hellebarden waren in Menge vorhanden, auch Feuerrohre wurden gefunden, und das schwarze Pulver, vom Volke „Kraut“ genannt, das dazu gehörte, und im Hause des Knochenhauers Helmsdorf eine Kiste mit Kugeln, aus Blei gegossen. Das war natürlich nicht von ungefähr so, sondern es mußte seinen guten Grund haben. Für jeden, der sehen wollte, lag es klar zutage, daß eine Verschwörung in der Stadt bestand, und daß die Verschwörer entschlossen waren, ihre Ziele, wenn es sein mußte, mit bewaffneter Hand zu erreichen.

Fürs erste war das vereitelt worden. Die Verschworenen hatten sich völlig überrumpeln lassen und daher auch nirgendwo Widerstand geleistet. Die Rädelshörer waren zwar sämtlich entwischt; entweder hielten sie sich in der Stadt irgendwo versteckt, oder es war ihnen gelungen, über die Mauer zu entkommen. Aber gefährlich werden konnten sie fürs erste nicht mehr. Der Rat hatte mit einem Male wieder das Heft fest in der Hand. An eine Empörung des Volkes war erst dann zu denken, wenn es den Männern des Umsturzes gelang, sich und ihre Anhänger in der Stadt von neuem mit Waffen zu versorgen.

Um das zu verhüten, wurden die Tore aufs strengste bewacht und die Klöster besetzt. Einer der Mülhhäuser Propheten, Heinrich Pfeifer, war ein entlaufener Mönch, und viele Insassen der Klöster waren unruhige Köpfe, wie er, und faßten die christliche Freiheit, die jetzt überall gepredigt ward, durchaus nicht geistlich, sondern sehr fleischlich und weltlich auf. Es war sehr zu befürchten, daß viele der Mönche mit den aufgeregten Bauern und Kleinbürgern gemeinsame Sache machen könnten, waren sie doch aus diesen Volksschichten selber hervorgegangen. Darum sollten sie von vornherein unschädlich gemacht werden. Mit einer stattlichen Mannschaft zog Michael Meyenburg von einem Kloster zum anderen und forderte überall Einlaß. Dann mußten die Mönche, vom Prior bis zum Laienbruder herab, dem Räte den Eid des Gehorsams leisten, die Kleinodien und das bare Geld wurden aufgezeichnet und gegen eine Quittung in die Keller des Rathhauses abgeführt. Alle Klöster erhielten eine Besatzung von etlichen Bürgern und bewaffneten Knechten, auch das Nonnenkloster auf dem Frauenberge, obwohl die Domina sich heftig dagegen sträubte. Aber einen eigentlichen Widerstand leistete auch sie nicht, sondern sie begnügte sich mit giftigen Blicken und anzüglichen Redensarten, die dem Syndikus und seinen Begleitern nicht unerhebliches Vergnügen bereiteten. Ernstlicher Widerstand begegnete den Bevollmächtigten der Stadt erst dann, als sie in das Stift der Kreuzherren Einlaß begehrten.

Das Aufzeichnen und Abführen der Klosterschätze hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß Meyenburg erst am folgenden Tage vor der Domfreiheit erscheinen konnte. Die Kreuzpfaffen hatten längst Wind bekommen von dem, was der Rat plante, und danach ihre Maßregeln getroffen. Denn sie waren entschlossen, sich nur der Gewalt zu beugen und dann die Stadt beim Kaiser und dem Herzog Georg von Sachsen ernstlich zu verklagen. Zu dieser Haltung hatte sie vor allem angefeuert der Jüngste in ihrem Kreise, der Bistar Christian Heune, der sie alle an Geistesstärke und hartem, rücksichtslosem Willen weit übertraf und deshalb ein ganz ungewöhnliches Ansehen im Stifte genoß. „Wenn wir uns des Ansinnens weigern,“ hatte er ihnen eingeredet, „und wenn sie dann Gewalt brauchen wider uns, so ist's wohl möglich, daß dieses der Anlaß wird zur Unterdrückung der Kezerei in der Stadt. Denn kommt Herzog Georg von Nordhausen, den Rat zu strafen, so fliegen die lutherischen Prädikanten über die Mauer, und wer nicht lassen will von der Martinischen Sekte, der mag ihnen folgen, und Nordhausen wird wieder eine christkatholische Stadt.“ Dieser Ansicht waren der Dechant, Herr Anebeutel, und alle Domherren zugefallen, und die Bifare, die anderer Meinung waren, hatten gegen ihre streitbaren Konfrater den Mund nicht aufzutun gewagt. Sie wußten, daß sie im Streite mit ihnen stets den kürzeren zogen.

So kam es, daß Meyenburg das Tor der Domfreiheit verschlossen fand, als er etwa eine Stunde vor Mittag mit seinen Leuten davor anlangte. Kein Poehen und kein Rufen half, der Torwächter zeigte sich nicht, und alles blieb still.

„Die Pfaffen wollen uns trotzen,“ sagte er zu dem Ratsherrn Cienrot, der ihn begleitete. „Sie meinen wahrscheinlich, wir kehren um, wenn sie uns nicht aufmachen. Aber sie sollen sich verrechnet haben.“

Er gab den Stadtknechten einen Befehl und trat sodann mit Cienrot in ein benachbartes Haus, um dort zu warten. Noch nicht eine Viertelstunde war vergangen, da rasselte eine Feldschlange heran, von den Knechten gezogen, die auch Kraut und Lot in einem Kasten herbeischleppten.

Das Geschütz war dem Tore gegenüber aufgestellt, und Meyenburg rief mit lauter Stimme zu dem Torwächterhäuschen hinauf: „Ich gebiete im Auftrage des ehrbaren

Kates, daß ihr auf der Stelle öffnet. Andernfalls wird das Tor in den Grund geschossen!"

Sogleich wurde droben der struppige Kopf des Torwärters sichtbar. „Der Herr Dechant hat mir verboten, die Pforte aufzuschließen,“ rief er mürrisch herunter.

„So sage deinem Herrn, ich, der Stadt Nordhausen Syndikus, habe den Befehl des Rates, in das Kloster zu dringen, und ich dringe hinein. In einer Viertelstunde mag er sich entscheiden. So lange gebe ich ihm Zeit, nicht länger.“

Die Frist war noch nicht verstrichen, als die eisernen schweren Riegel drinnen zurückgestoßen wurden und die Torflügel sich knarrend öffneten. „Die Herren sind im Dome,“ sagte der Torwart und trat finster blickend und einen Fluch vor sich murmelnd, zur Seite.

„So gehen wir dorthin,“ gebot Meyenburg.

In dem Kreuzgange vor der Pforte des Gotteshauses standen der Dechant und das ganze Kapitel im vollen priesterlichen Ornat. Mit starrem Schweigen empfingen sie den Abgesandten der Stadt, und als er ihnen in einer längeren Rede auseinandergesetzt hatte, mit welchem Auftrage er gekommen sei, gab keiner eine Antwort.

Meyenburgs Antlitz rötete sich. „Was soll das heißen?“ rief er. „Habt ihr die Sprache verloren? Oder meint ihr, mich zu erschrecken, wenn ihr dastehet, wie die Delgözen? Gebet Antwort dem Rate, der euch nicht mehr abverlangt, als was recht ist und der Stadt nütze in dieser schweren Zeit.“

„Wir haben das Beste des Stiftes zu bedenken, nicht das der Stadt!“ gab Herr Anebeutel trozig zurück. „Wir leben neben euch, nicht unter euch, und so soll es bleiben!“ Er zitterte während dieser Worte, halb vor Aerger und halb vor Angst am ganzen Körper.

„Für die nächste Zeit kann es nicht so bleiben, denn es wäre gegen die Sicherheit der Stadt,“ erwiderte Meyenburg. „Darum rat ich euch, fügt euch gutwillig und leistet den Eid!“

„Und wenn wir uns weigern?“

„So seid Ihr des Rates Gefangene, bis andere Zeitläufte kommen.“

Ein Erschrecken ging durch die Schar der Priester. Einer der älteren Domherren trat an den Dechanten heran und redete leise auf ihn ein.

„Ich will mich mit den Brüdern in der Kirche beraten!“ sagte Anebeutel. „Harret hier auf uns.“

„Das möget Ihr tun,“ erwiderte Meyenburg. „Aber beeilt Euch, ich habe meine Zeit nicht übrig. Das Tor und das Pfortchen in der Mauer besetze ich einstweilen. Es kommt niemand hinaus.“

„Ich meine, die Pfaffen werden sich fügen,“ sagte Meyenburg, als sie in der Kirche verschwunden waren, zu Gienrot. „Herr Anebeutel ist kein Held und hat zum Märtyrer nicht das Zeug, die meisten anderen auch nicht. Was gilt's? Es wird gehen, wie ich's gesagt habe.“

Er sollte recht behalten. Noch keine halbe Stunde war vergangen, als das Kapitel wieder erschien und sich bereit erklärte, die Schätze und Kleinodien des Stiftes unter des Rates Schutz zu stellen und den geforderten Eid zu leisten. Meyenburg sprach ihn jedem einzelnen vor, und jeder einzelne schwur mit aufgestreckter Hand.

Als alle geschworen hatten, die einen mit kalter, unbewegter Miene, die anderen mit Blicken, die Zorn und Haß sprühten, ließ Meyenburg seine Augen suchend im Kreise umhergehen. „Einer fehlt!“ sagte er. „Wo ist Christian Heune?“

„Er ist in der Kirche zurückgeblieben, will nicht schwören,“ erwiderte ein alter Domherr.

„So führt ihn herbei!“ befahl Meyenburg.

„Christian Heune,“ sprach Meyenburg ernst und gemessen, „gebärde dich nicht wie ein törichter Narr. Es hilft dir nichts, du mußt den Eid schwören, den alle deine Konfratres geschworen haben.“

Ein Gelächter war die Antwort. Dann preßte Heune die Lippen aufeinander und schwieg.

„Warum willst du nicht tun, was die anderen getan haben? Dünkst du dich etwas Besseres zu sein?“

„Bin ich nicht besser, so bin ich doch aus anderem Holze!“ knirschte der Vikar. „Gib dir keine Mühe, Meyenburg, mich zwingst du nicht zum Eide. Nimmermehr!“

„Du bist eines Nordhäuser Bürgers Sohn, und dein Geschlecht sitzt seit langem in der Stadt. Warum willst du dem Rate nicht schwören, dem alle deine Väter und Urväter untertan gewesen sind?“

„Weil mein Gewand mich über den Rat und alle weltliche Obrigkeit erhöhht.“

Meyenburg lachte spöttisch. „Ich sage noch einmal: du bist ein Narr. Es ist jetzt eine andere Zeit, die Pfaffen stehen nicht mehr über den Laien. Aber was schwaben wir so lange? Willst du tun, was dir der Rat gebietet, oder nicht?“

„Nein!“ rief Heune. „Ich schwöre nicht und will eher aus der Stadt weichen, als dir den Willen tun. Ja, ich will aus der Stadt. Ihr habt kein Recht, mich festzuhalten. Laßt mich los, ich gehe aus Nordhausen. Das will ich geloben.“

„Damit du zu deinem Freunde, dem Pfaffen Emser läufst und den Herzog in Dresden mit ihm wider uns aufreizest! Daran ist uns nichts gelegen. Du bleibst hier und schwörst, oder du kommst in des Rates Gefängnis. Dazwischen wähle!“

Heune stierte seinen Gegner einen Augenblick ins Gesicht, als hätte er ihn nicht recht verstanden. Dann packte ihn der Zorn, der in seiner Natur lag. Sein Gesicht verzerrte sich, und mit einem Ruck riß er sich los von den Knechten, die ihn an den Armen hielten. Obwohl er gänzlich unbewaffnet war, suchte er sich wie ein Wahnsinniger auf Meyenburg zu stürzen, fiel aber über das vorgestreckte Bein eines der Landsknechte zu Boden. Im Nu war er überwältigt. Seine Stiftsbrüder standen schreckensbleich da, aber keine Hand rührte sich für ihn.

„Bindet ihn!“ gebot Meyenburg. „Er will es nicht anders.“

Heune wurde mit einem Male ganz still. Der Anfall von Zorn, der ihn geschüttelt hatte, war vorüber. Er ließ sich ruhig die Fesseln anlegen und ohne Widerstreben fortführen. Im Abgehen wandte er noch einmal sein Antlitz zurück und zischte mit einem furchtbaren Blick auf Meyenburg: „Daran wirst du denken dein Leben lang! Das schwöre ich bei Gott und der heiligen Jungfrau!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rückblick.

Die Kongreßtage für Innere Mission liegen nun schon wieder hinter uns. Aber was sie uns boten, wollen wir nicht vergessen. Wenn wir auch nicht in der Ausführlichkeit, wie es den Tageszeitungen möglich ist, über die Veranstaltungen berichten können, so soll doch wenigstens ein Rückblick auch die Leser unseres Blattes über das Bedeutsamste kurz unterrichten. Aus nah und fern waren die Kongreßteilnehmer nach Königsberg gekommen. Im ehrwürdigen Dom fanden sie sich zum Eröffnungsgottesdienst zusammen. Generalgouverneur D. Zänker aus Schlesien legte seiner Festpredigt 2. Kor. 8, 9 zugrunde: „Ihr wißt die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um eurer willen, auf daß ihr durch seine Armut reich werdet.“ Durch Christi Armut zum Reichtum, das war der Grundton der Predigt. Christi Armut, sie tritt am ergreifendsten entgegen in seinem Kreuz. Aber aus der Beugung unter sein Kreuz wächst in der Liebe ein uner-schöpflicher Reichtum: die Kraft zu neuen Aufgaben. So entstehen Lebensbedingungen, die durch die Innere Mission in den Strom der Kirche geleitet werden. Sie kann die Kirche lehren, eine lebendige Zeugin des Christenglaubens zu werden. Denn noch immer gewinnt letztlich die Predigt der brennenden Herzen die Menschen.

Der erste Verhandlungstag brachte den gewissensscharfenden Vortrag von D. Lauerer „Das Zeugnis vom Dienst — die Kraft der Inneren Mission“. Der Vortrag gab viel. Nicht nur die Freunde der Inneren Mission und ihre Mitarbeiter wurden unter dem Eindruck des Vortrags, der selbst ein lebendiges Zeugnis war, zu ernstester Selbstrüfung angeregt, sondern jeder evangelische Christ konnte einen tiefen Eindruck davon gewinnen, was es um rechtes Dienen ist. — Hier halten wir nun ein paar Sätze fest, die der Inneren Mission selber gelten. Der Vortrag betonte aufs stärkste, daß die Innere Mission in

aller Betätigung nichts anderes als den Dienst in der Nachfolge Jesu zum Zweck habe. Sie ist das öffentliche Dienstangebot unserer evangelischen Kirche. Ihr Dienst gilt auch denen, die den Zusammenhang mit der Kirche verloren haben. Was die Kirche mit dem Wort der Predigt sagt, eben dasselbe muß die Innere Mission mit der Tatpredigt ihres Dienstes sagen. Ihre Kraft ist das Evangelium und ihr Dienst soll Früchte zeitigen, die als eine Verleiblichung des Evangeliums sollen genannt werden dürfen.

Daß der Dienst der Inneren Mission auch in der Öffentlichkeit eine immer stärkere Beachtung findet, das bezeugten die Begrüßungsansprachen, mit denen an dem Empfangsabend, den die Stadt Königsberg den Kongreßteilnehmern bereitete, die Vertreter der verschiedenen Behörden den Kongreß willkommen hießen. Die Reichsregierung war durch einen Ministerialdirektor vertreten, der in seinen Dankesworten an die Innere Mission betonte, daß das von ihr in die Tat umgesetzte Wort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ auch dem Staat zur Richtschnur dienen müsse für seine soziale Fürsorge und Sozialpolitik. Der Vertreter der preußischen Staatsregierung, ein Ministerialrat, bekannte offen, daß man die lebendigen Kräfte evangelischen Christentums, die in der Inneren Mission so segensreich wirksam sind, heute weniger entbehren könne denn je. Ähnliche Bekenntnisse klangen durch die Begrüßungsrede des Königsberger Regierungspräsidenten, der zugleich dankbar anerkannte, daß die Zusammenarbeit zwischen den staatlichen Behörden und der Inneren Mission bei uns in Ostpreußen die denkbar beste sei, und auch durch die Ansprache, die der Vertreter des Landeshauptmanns von Ostpreußen hielt. Auch der Vertreter der Liga der freien Wohlfahrtspflege sowie die Vertreter der preußischen Landreise und des deutschen Städtetages und des Reichsverbandes der Gefangenen- und Entlassenenfürsorge erkannten dankbar die wichtige Arbeit der Inneren Mission an, so daß der Vertreter des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses und des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin nicht zu viel behauptete, wenn er hervorhob, daß man die großen Leistungen der Inneren Mission nur mit Staunen bewundern könne und daß unsere ganze Kirche ihr für die segensreiche Arbeit tiefen Dank schulde.

Starke Eindrücke hinterließ bei allen Teilnehmern der Volksabend am Sonntag, der den großen Saal der Stadthalle überfüllte. In packender Weise zeichneten die Redner des Abends anschauliche Bilder aus der Diakonie und der Seemannsmission. Pastor Büchel erläuterte an einigen Zahlen die Bedeutung der Inneren Mission für das deutsche Volk: 40 000 Diakonissinnen, 4100 Diakone, 10 000 Berufsanestellte anderer Art und 1600 akademische Berufsarbeiter, zusammen also rund 60 000 Helfer, stehen in ihrem Dienst. Besonders eingehend sprach er von der aufopfernden Tätigkeit der Diakone, insbesondere von den beiden Haupttypen, die sich inzwischen herausgebildet hätten, von dem Hausvater und von dem Gemeindefürsorger. — Pastor Fric sprach von dem Heldentum der Diakonissin. Die Frauen haben die Männer in der christlichen Liebestätigkeit übertrifft, sowohl was den Umfang als auch was die Kraft und den Wert der Arbeit anbelangt. Gingehend schilderte der Redner die unendlich vielseitige Tätigkeit der Diakonissinnen in den Krankenhäusern. Zahlreiche Schwestern seien ferner in der Erziehung tätig, andere wieder im Unterricht. Und von immer größerer Bedeutung werde heute aber besonders die Arbeit der Gemeindefürsorger, die ihrer ganzen Gemeinde eine Mutter sein müsse. — Pastor Christiansen, der als deutscher Seemannspastor in Antwerpen tätig ist, gab anschauliche Bilder aus der Seemannsmission. An dem Seemann beurteile man im Ausland das ganze deutsche Volk, daher sei das Volk daran interessiert, dafür zu sorgen, daß die deutschen Seeleute im Auslande ein anständiges Leben führen können. Die Seeleute entbehren aus der Eigenart ihres Berufes heraus rechtes Familienleben und christliche Gemeinschaft und wenden sich daher leicht den leichteren Vergnügen der Großstadt zu. Da biete ihnen die Seemannsmission ein Heim, in dem sie sich wohlfühlen. Auch in Ostpreußen werde jetzt ein Verein für Seemannsheime gegründet werden. (Schluß folgt.)

Elektrizität und Telegraphie in unserm Körper.

Von Dr. med. Hermann Vortisch.

Es soll Menschen geben, die alles mögliche wissen und keine Ahnung haben von dem Meisterwerk ihres eigenen menschlichen Körpers. Aus dieser Unkenntnis der Natur kommt soviel unnatürliches Leben. Die Welt im großen ist vielfach abgebildet in der kleinsten, im Meisterwerk des menschlichen Körpers. Davon redet in fesselter Weise der bekannte Arzt Hermann Vortisch in seinem Buch: „*Vom Wunderreich in uns*.“ Neue erweiterte Auflage mit 30 Abbildungen. Geb. 4 Mk., erhanden in der Agentur des Rouken Hauses. Das Buch verdient besondere Empfehlung. Nachfolgende Proben sind weentlich gekürzt, sie zeigen aber die Darstellungskunst des Verfassers.

1.

Die wunderbaren Kräfte der Elektrizität, die unserer Zeit fast mehr als alle andern technischen Errungenschaften den Stempel aufdrücken, sind merkwürdigerweise den Alten fast ganz unbekannt geblieben; wohl hat Thales von Milet (690 v. Chr.) durch Reiben des Bernstein (griechisch elektron) eine gewisse Elektrizität erzeugen können, aber erst 1600 n. Chr. entwickelte der englische Arzt Gilbert diese sogenannte Reibungselektrizität weiter, und dann ging es mit der ferneren Entwicklung so langsam voran, daß erst 1832 die Dynamomaschine und 1833 (von Gauß und Weber in Göttingen) ein brauchbarer elektromagnetischer Telegraph erfunden wurde.

Und doch lag der ganze Komplex dieser wunderbaren Einrichtungen von Anfang an im Menschen selbst, ja, auch im Tiere: zuerst entdeckte man, daß gewisse Fische wie Zitteraal und Zitterrochen elektrische Organe besitzen, mit denen sie befähigt sind, starke elektrische Schläge durch das Wasser zu senden, und dann 1786 beobachteten Galvani und A. von Humboldt, daß in Nerven und Muskeln elektrische Ströme kreisen und für ihre Betätigung notwendig sind, eine Lehre, die um 1850 von Dubois-Reymond weiter ausgebaut wurde; er erkannte auch, daß, sobald ein Muskel gereizt wird, ein elektrischer Strom entsteht. Dann merkte man, daß überhaupt in allen Geweben und Organen, wenn sie leben und tätig sind, elektrische Ströme erzeugt werden und daß dies eine Eigenschaft ist des Stoffes, aus dem alle lebenden Zellen bestehen, nämlich des sogenannten Protoplasmas.

Unser ganzer Körper ist also voll von Elektrizitätsmaschinen, die meist im Gange sind und Elektrizität erzeugen. Sie sind allerdings so schwach, daß sie nicht nach Volt gemessen werden können; immerhin haben wir in den letzten Jahren gelernt, z. B. die elektrischen Ströme des Herzens außen an der Haut aufzufangen, so daß wir sie verstärkt notieren können. Das ist ein sehr wichtiges Mittel für den Arzt geworden, das Herz zu kontrollieren, und heutzutage fehlt in keinem Krankenhause mehr der Apparat, womit wir das sogenannte Kardiogramm, d. h. die Herzschrift in Zickzacklinie aufzunehmen imstande sind. Sie gibt uns genau die elektrischen Ströme an, die der Herzmuskel beim Zusammenziehen erzeugt, und zeigt uns auch genau den gesunden oder kranken Zustand des Herzens.

Neben dem Herzen ist das Gehirn die erste und größte Dynamomaschine in uns; von ihm gehen elektrische Ströme aus in feinen Drähten, den Nerven, und diese leiten die Kraft hin und zurück an die Muskeln, Drüsen, Gefäße usw., kurz an alle Organe und schließlich an jede einzelne Zelle. Aber das möchten wir von vornherein betonen: diese elektrischen Ströme kreisen nur im lebenden Körper, sie sind Kräfte der lebendigmachenden Seele. Gehirn und Nerven ohne Beseelung sind nur tote Apparate wie Telegraphenmaschinen ohne elektrisches Element oder wie Dampfmaschinen ohne Dampf. Wie in einer Dynamomaschine erst durch mechanische Bewegung der elektrische Strom erzeugt wird, so ist die Seele in uns die bewegende Kraft, die in Gehirn und Nerven die Elektrizität wachruft.

Für jedes Glied, rechte Hand, linken Oberarm usw. ist, sowohl was Gefühl als Bewegung anlangt, eine Art Schalterstelle vorgesehen, merkwürdigerweise stets auf der entgegengesetzten Seite, so daß also die Schalterstelle des rechten Arms in der linken Gehirnhälfte liegt, weil alle Nerven in ihrem Laufe eine Kreuzung durchmachen.

XII. Der „alte Supperndent“ Liedtke.

Von Löwenstein im Kreise Verdauen kam auf vielen Leiterwagen an einem kühlen Septembertage 1844 die Habe des neuen Pfarrers Bernhard Liedtke und in einem bequemen Reisewagen die Familie selbst nach Herzogswalde gefahren.

Während er noch beim Möbelseinräumen ist, kommt aus dem Dorf Hermenau ein Bauer und bittet den Pfarrer um die kleine Orgel aus der Kirche.

„Was will Er damit?“ fragt erstaunt Liedtke.

„Zur Hochzeitsmusik meiner Tochter!“

„Er ist wohl nicht gescheit! Wie kann Er mir nur zumuten, die Kirchenorgel zur Tanzmusik herzugeben?“

Ganz verstört geht der Bauer zum Organisten. Der kommt gleich über die Straße und berichtet, daß der verstorbene Pfarrer sie öfters fortgeliehen hätte. Als Pfarrer Liedtke das nicht begreifen kann, wendet der Organist ein: „Es war für mich doch eine so schöne Nebeneinnahme.“ Aber Liedtke blieb fest. Ununterrichteter Dinge mußte der Hermenauer mit seinem Leiterwagen heimfahren.

Anheißvoll und drohend zog das Jahr 1848 auch durch unsere Gegend. Hinter Seubersdorf nach Gallinden zu hatte sich zwischen den großen Wäldern eine richtige Räuberbande gebildet, die von gelegentlichen Ueberfällen lebte. Ihr Anführer hieß Machulski, und nach ihm wurde diese Landplage die Machulskis genannt.

In dem Revolutionsjahr überfielen sie an einem Abend spät den Abbaubesitzer Niemer, dessen Vorlaubenhaus auch heute noch in einer Talsenke liegt. Trotz der Umzingelung gelang es einem Knecht nach dem nahen Truftainen zu eilen und den Oberschulz Steckel zu wecken. Der machte das Dorf mobil, notdürftig bewaffnete man sich, und im Galopp ging es gegen das Niemersche Gehöft los.

Bernichtend wurden die Machulskis geschlagen und die Beute ihnen wieder abgejagt. Am wütendsten hatte der Oberschulz dreingeschlagen und dabei einen der Räuber erschlagen.

Am nächsten Morgen erschien die Gerichtskommission zur Vernehmung. Der Tote lag vor dem Krug auf einer Bahre. Der untersuchende Arzt hatte Verständnis und stellte als Todesursache einen „Schlagfluß“ fest.

Trotzdem soll, nach heute noch umlaufenden Erzählungen, der Oberschulz zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurteilt worden sein. Erbittert holte er sein bestes Pferd aus dem Stall, ließ sich eine „Pische“ tüchtig mit Lebensmitteln vollpacken, und eilte in einem 14tägigen Ritt nach Berlin. Sein urwüchsiges Auftreten soll den König bewogen haben, im Gnadenwege die Strafe zu erlassen.

Mittlerweile hatte die liebe Dorjugend auch ein Revolutionsnächchen veranstaltet. In jenem Jahre, wo es soviel Aufregendes zu berichten gab, blühten die „Spinnstuben“ besonders stark. Es sind damit die Zusammenkünfte gemeint, die dadurch entstanden, daß nach Abendbrot die Haustöchter und Frauen ihre Spinnwöden nahmen und abwechselnd in den großen Küchenstuben der einzelnen Gehöfte zusammenkamen zum Spinnen, Singen und Erzählen. Und weil zum Singen auch Männerstimmen gehören, und es so gruselig ist, nach den Spuk- und Räubergeschichten allein nach Hause zu gehen, fanden sich auch junge Burschen hinzu. Die spinnen nicht, ließen aber dann und wann die Brantweinflasche umhergehen.

Pfarrer Liedtke hatte an die Behörde eine Beschwerde hiergegen gerichtet, über die üblen Spinnstuben, welche betreffend Sittenverderbnis höchstnachteilig auf die Jugend wirken.“

Waren da, als das bekannt wurde, an einem Sonntagabend spät die empörten Burschen zusammengekommen, der Brantwein hatte Mut gemacht, und sie zogen zum Pfarrhaus, dem gestrengen Pfarrer eine Stagenmusik zu machen.

In der Studierstube sitzt Liedtke über der Sonntagspredigt. Ernste Gedanken gehen ihm durch den Sinn über die Not des Volkes. Plötzlich horcht er auf. Er hört Fußtritte auf dem Draufplaster des Pfarrhauses. Mit größtem Gefang zieht eine Schar ums Haus herum. Rasch

Die ganze Einrichtung unseres Nervensystems gleicht einem großen Telegraphenbetrieb mit Zentrale (großes Gehirn) und Nebenämtern (Ganglien), mit Telegraphendrähten (Nerven) und Empfangsstationen (Nervenendigungen). Wie von den telegraphischen Zentralen Meldungen einlaufen und ausgehen von und nach allen Richtungen, so strömen von unserm Gehirn willkürliche und unwillkürliche Fragen und Befehle hinaus an alle Teile des Körpers; diese andererseits bekommen von außen her ihre bestimmten „Eindrücke“, d. h. Lichtströme, Schallwellen, Tastempfindungen und dergleichen drücken sich bei ihnen ein wie etwa ein Finger in einen Gummiball oder wie gesprochene Laute in einen Telephonapparat. Und diese „Eindrücke“ leiten die Nerven weiter an das Gehirn, wo sie zum Bewußtsein kommen. Ist ein Telegraphendraht vom Sturm zerrissen, so ist die Verbindung zwischen Zentrale und Meldeamt unterbrochen; und ist, etwa durch Verletzung oder Eiterung, ein Nerv zerrissen oder angegriffen, dann leidet eben auch die Leitung von und zum Gehirn, was wir Lähmung nennen.

Zwei Beispiele, wie der Betrieb vor sich geht: Es beißt dich am rechten Fuß; der leitende Nerv übermittelt dies Unbehagen dem Gehirn an die bestimmte Schalterstelle (in der vorderen Mitte des Gehirns, oben links); dort kommt es zum Bewußtsein und sogleich gibt, fast unbewußt, unsere Seele durch den ableitenden Nerven in einer benachbarten Schalterstelle den Befehl an die Hand, sich zu bewegen und am Fuß zu kratzen! Oder: Du siehst eine Orange vor dir, und siehe, das Wasser läuft dir im Munde zusammen: der zuleitende Nerv sagt dem Gehirn durch das Auge, daß es etwas Gutes, Saftiges zu schmeckieren gibt; sofort gibt die Seele, unwillkürlich und von selbst, einem ableitenden Nerven den Befehl, die Speicheldrüsen in Bewegung zu setzen und Speichel ausfließen zu lassen, um die erwartete Speise gut verdaulich zu machen; daher dann das prickelnde Mundwasser.

Das Wunderbarste unter den vielen Wundern unseres Nervensystems ist doch wohl die Tatsache, daß gewisse Teile desselben scheinbar ohne unser Wissen und Wollen arbeiten und die lebenswichtigsten Organe unter einer Regierung stehen, auf die wir mit unserm Ich fast gar keinen Einfluß haben; denn all die unwillkürlichen Wirkungen, die die Tätigkeit des Herzens, der Lunge, der Gedärme usw. regeln, gehen ganz von selbst vor sich; sie werden hauptsächlich dem sogenannten Sympathikus-Nervensystem, den Ganglien und ihren Nerven zugeschrieben. Es ist, als ob hierin eine besondere Kraft walte, und es wundert uns kaum, daß gewisse Forscher und Philosophen die Ansicht vertreten, daß das Sympathikus-System etwas ganz Besonderes darstelle und einen Teil der „göttlichen Allseele“ bilde, z. B. Professor Schleich.

Diese Ansicht müssen wir ablehnen; die Seele hat ihren Sitz in jeder lebendigen Zelle. Das sympathische Nervensystem ist weder vor dem Gehirn noch sonst einem Teil des Körpers ausgezeichnet; es hat nur vom Schöpfer seine eigene Aufgabe erhalten, nämlich die Tätigkeit aller willkürlichen Bewegungen zu regeln und in gegenseitige Harmonie zu bringen. Es ist aber erwiesen, daß auch die Gedanken und Kräfte unseres eigenen Willens hemmend oder fördernd auf die Ströme im Sympathikus und auf die Vorgänge in unserem Körper einwirken können.

Die Anordnung von Gehirn, Rückenmark und Nerven ist so fein und zart, vielmaschig und kompliziert, daß wir auch heute mit dem besten Mikroskop noch nicht hinter alle Geheimnisse kommen. Und wahrscheinlich wird es auch nie gelingen, weil eben die Tätigkeit des Nervensystems nicht allein körperlich und materiell erklärt werden kann.

Im Nervensystem liegen nicht nur geheimnisvolle seelische Kräfte und damit in Verbindung elektrische Ströme verborgen, sondern es ist auch eine ungeahnte Machtfülle und Einflußsphäre des Geistes vorhanden. Es ist eine Erfindung und Einrichtung des Schöpfers, die wir wohl nie ganz erforschen und verstehen werden, und wir können nur sagen „Herr, mein Gott, groß sind Deine Wunder und Deine Gedanken, die Du an uns beweisest.“ (Ps. 40, 6.)

löscht er das Licht, öffnet leise die Fenster. Als die Burschen wieder unter seinem Fenster vorbeitrampeln, greift er rasch hinab und zieht einen beim Kragen hoch. Wie der Wind sind die andern fort. Der Pfarrer zieht den Sträuben in die Stube. Als er ihn erkennt, wirft er ihn wieder hinaus.

„So mein Freundchen, du bist das, und deine Genossen kenne ich auch. Na, das weitere wird sich finden!“

Am nächsten Morgen frühe stehen die Sünder vor der Pfarrhaustür. Sie werden garnicht vorgelassen.

Nach der Kirche sind die Väter da und suchen den Pfarrer in der Sakristei auf und wollen um Nichtanzeige bitten.

„Nur unter einer Bedingung“, spricht er, und führt sie in die Kirche. Er zeigt nach dem alten kleinen Orgelchen hinaus.

„Ihr müßt einen Sühnebetrag zeichnen für eine neue größere Orgel!“

Am nächsten Morgen kommen die Väter, der Krugwirt und der Oberschulz an der Spitze. Liedtke läßt jeden einzeln herein, redet zu ihnen ernste Worte über die allzu große Freiheit, die sie ihren Söhnen einräumen, und sammelt einen Grundstock harter Taler für die Erfüllung seines Wunsches: eine gute Orgel in die Herzogswalder Kirche zu bekommen.

Die Orgel wurde für 300 Taler vom Orgelbauer Terleki aus Schoenbrud bei Allenstein angefertigt. Im April 1853 wurde das Werk mit mehreren Wagen abgeholt. Vier Wochen nahm Liedtke unentgeltlich den Meister mit zwei Gehilfen bei sich auf und konnte die neue Orgel am 1. Pfingsttage der Gemeinde feierlich übergeben.

Das Jahr 1855 war ein denkwürdiges im Leben des Pfarrhauſes. Liedtke wurde zum Superintendenten des Kirchenkreises Mohrunge ernannt, und das alte gemüthliche Pfarrhaus stieg eine Stufe höher und wurde Superintendentur. Das zeigte sich auch darin, daß es gründlich instandgesetzt wurde und als größte Errungenschaft die ersten Gipsdecken in den Stuben erhielt. Auch die Kirche, besonders der Turm, war baufällig geworden. Er erhielt statt des alten zwielförmigen Turmaufsatzes eine einfache vier-eckige Pyramide, mit Pfannen belegt.

Pfarrer Liedtke lebt seitdem in der Erinnerung des Kirchspiels als der alte „Supperndent“ fort. Von seinem energischen Auftreten wird unter andern Folgendes erzählt. Ein zugereister Handwerksbursche hatte sich im Jahre 1862 in Waltersdorf festhaft gemacht und begann für Errichtung einer kleinen Sektengemeinde zu werben. Er fand auch manche Anhänger. Der alte Liedtke hörte bald davon. Eines Abends, als wieder eine Versammlung stattfand, tut sich die Tür auf. Ein erschrockenes Flüstern: „Der alte Supperndent!“

Der begann den Handwerksburschen energisch abzukanzeln und wandte sich dann an die erschrockenen Anhänger mit den Worten: „Schämt euch was, euren alten Seelenhirten zu verlassen. Raus, raus mit euch!“ Durch dieses unerwartete Auftreten bewirkte er es, daß hinfort jeder sich schämte, zum Handwerksburschen zu gehen. Bald verschwand der aus der Gegend. — Viel Kreuz und Leid sah das alte Pfarrhaus in diesen Jahren. Die Pfarrfrau litt ständig an der Lunge und bedurfte der Pflege, die ihre Töchter ihr reichlich zuteil werden ließen. Am 3. August 1867 hatte sie ausgelitten.

Auch der „alte Supperndent“ hatte viel unter Atembeschwerden zu leiden. Die herrlichen Siegestage von 1870 und das geeinte Deutsche Kaiserreich erlebte er noch. Dann waren seine Lebenskräfte aufgebraucht. Er starb, wie er oft es gewünscht hatte, in den Seilen. Den 12. Mai stand er noch am Grabe des alten Friedrich Richter und hielt die Leichenrede, wenn auch unter besonders großen Beschwerden. Am Grabe seiner Lebensgefährtin verweilte er in stiller Andacht. Tags darauf war der letzte Seufzer getan.

Ein Gedenktag.

Der 22. Oktober dieses Jahres bringt uns den siebenzigsten Geburtstag der heimgegangenen Kaiserin Auguste Victoria, jener Christin auf dem Thron, die dem Gedanten unserer Evangelischen Frauenhilfe die Bahn ge-

brochen hat. Das ist uns ein Anlaß, ihr Bild noch einmal vor die Seele zu stellen.

Höchste Höhen und tiefste Tiefen hat ihr Leben durchgemessen. Dunkle Schatten lagen auf den letzten Jahren ihrer irdischen Wanderung. Aber es strahlte doch im Grunde etwas anderes von ihrem Leben aus. Kein dunkler Schatten, sondern ein Glanz. Nichts Niederdrückendes, sondern etwas Befreiendes, Stählendes, Stärkendes. Eine große Kraft, die auf den Beschauer übergeht, der sich in ihr Lebensbild vertieft.

Still und stark! In diese beiden Worte läßt sich das Wesen der Heimgegangenen zusammenfassen.

In der Stille wuchs die Prinzessin auf. Landluft und Waldesduft umwebten ihre Jugend. Die ragenden Eichen von Dolzig und die wogenden Kornfelder von Brimkenau rauschten ihr ins Herz das Lied von der Kraft, die in der Stille wächst, in der Stille wirkt und in der Stille reift. Es blieb von da ab die Grundmelodie ihres Lebens.

In der Stille liegt eine verborgene Macht, zumal wenn sie sich eint mit der Tat. Still der Dienst an der Welt ist die Kraft, welche die Welt bezwingt.

In stillem Dienst hat sich das Leben der Kaiserin verzehrt. „Sie wollte niemals glänzen, immer helfen, nicht herrschen, sondern dienen bis zur Erschöpfung.“ Und — daß ich es nochmals sage — in solch stillem Dienst liegt eine besondere Macht. Die ihr am nächsten standen, haben sie am stärksten empfunden. Daher das Denkmal der Dankbarkeit, das ihr der älteste Sohn mit den Worten setzt: „Alles Beste unserer Kindheit, nein, mehr: alles Beste an dem, was Elternhaus und Familie nur geben können, danken wir ihr. Denn was sie uns in jener frühen Jugend gewesen ist, das ist sie uns geblieben, auch als wir zu Jünglingen und Männern reiften. Diese gütigste und beste Frau, für die leben nur helfen, spenden und sich zum Wohle anderer hingeben heißt.“

Dienst im Stillen! Das ist auch Lösung und Lebens-element der Frauenhilfe. Darum war sie der Kaiserin eine Herzenssache. Denn sie entsprach ihrem Wesen.

Freilich, auch die Stille muß ein besonderes Gepräge tragen: sie muß Stille in Gott sein. Jene Stille, die das Herz erfüllt, wenn es den Grund gefunden hat, der seinen Anker ewig hält. Solche Stille erst gibt rechte Stärke.

Still und stark! „Durch stille sein und Hoffen würdet ihr stark sein!“ Die Kaiserin war stark, weil sie stille in Gott war. Es war ihr lebendiger Glaube, der sie in den Stand setzte, stark zu bleiben da, wo andere Nerven und Kraft verloren: im wilden Getümmel des Krieges und in der Anfechtung des Leides.

Chrfurchtsvoll beugen wir uns vor einer Frau, die in jener Zeit das Wort sprechen konnte: „Wenn ich zwei Wege vor mir habe, gehe ich immer den, der mir schwerer fällt. Ich weiß dann wenigstens, daß ich ihn nicht um meiner selbst willen gegangen bin.“ Und sie sprach es in einer Zeit, da schon die große Herzschwäche sie körperlich zermürbte.

Schwerer und schwerer wurde ihr Weg. Aber sie ging ihn furchtlos und treu, still und stark bis zum letzten Atemzuge.

Es liegt ein Glanz auf diesem Leben, ein Glanz, der befreit, stählt und stärkt.

Mag es uns stählen und stärken zu neuer Arbeit an unserem Volk und dazu, daß wir sie tun im Geiste der Heimgegangenen: still und stark, tapfer und treu!

Hermann Schmökel.

Kalenderbrief.

- 22. Oktober: Acte in Auguste Victoria 1858.
- 23. Oktober: A. Siiter 1805.
- 24. Oktober: Westfälischer Friede 1648.
- 25. Oktober: Hermannsburg. Mission 1849.
- 26. Oktober: Pbil. Nikolai † 1608.
- 27. Oktober: Oeisenau 1760.

Lieber Willfried!

Niemand von uns wird der großen Dulderin, der Kaiserin Auguste Victoria, seine Teilnahme verbergen: Sie gehört zu den Frauen, deren menschliches Schicksal schon allein dahin bringt, daß wir mit Teilnahme ihr gegenüber stehen. Nach den schweren Kriegsjahren, die in

jeder Hinsicht für sie voll Leiden und Weh waren, kam dann das Allerschwerste: während alle andern, die lebend aus dem Kriege zurückkamen, sich wiederfinden durften, mußte sie als Gemahlin des geachteten Mannes das Land verlassen, Ihre Heimat durfte sie nicht wiedersehen. Nur als tote Kaiserin hat sie noch einmal eine Fahrt durch deutsche Lande machen dürfen. Ueber allen politischen Streitigkeiten und Gemeinheiten steht ihr Bild rein und klar: Das Bild einer deutschen Frau und Mutter.

Es ist ja heute leider so in deutschen Landen, daß selbst vor den großen Namen der Geschichte nicht Halt gemacht wird, sondern alles verzerrt und verdreht wird. Auch ihr Bild hat sich mancherlei Verzerrungen gefallen lassen müssen.

Schlimmer noch aber ergeht es den Gestalten der alten Geschichte. Besonders die Adligen und Soldaten kommen besonders schlecht weg. Aber es kann auch so sein, daß nicht nur die Gegenwart, sondern die Vergangenheit selbst großes Unrecht an ihnen getan hat. Zu den zu seiner Zeit verkannten gehört sicher Meidhardt von Sneisenau. Ein Mann, der bei ganz großen Gaben immer wieder beiseite gestellt und immer wieder um den Lohn seiner Taten gebracht wurde. Mit seinem Preußenvolk trug er die Zeit der Erniedrigung mannhaft und ehrlich. Er selbst war mit Kettelbeck Verteidiger von Kolberg. Er war neben Scharnhorst die treibende Kraft zum Aufbau des preußischen Heeres. Mit seiner klugen Besonnenheit und seinem ritterlichen, zurückhaltenden Wesen war er ein treffliches Gegenstück zu dem Draufgänger Blücher, dessen Kopf er nach Blücher's eigener Meinung im Straußenstricke 1813—15 war.

Adalbert Stifter war Katholik. Er ist in einem Kloster erzogen worden. Sein Leben lang hat er etwas von der Zurückgezogenheit eines Mönches an sich gehabt. Von Privatstunden ernährte er sich. Still und abgekehrt vom lauten Getriebe des Tages ist er einer der größten Meister der deutschen Geschichte gewesen, dem Tiefsten aufgeschlossen. Er will das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Leider hat er, da er von einem unheilbaren Krebsleiden gequält wurde, seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Ein Mann unserer Tage hat über ihn geschrieben: „Stifter führte in seinem Briefe die Taube mit dem Delzweig. Er schuf in der Not der hereinbrechenden Wasser der Welt, die er liebte, die Arche seiner Kunst; und er ward ein stiller Verkündiger des tätigen Friedens, unter dessen Bogen die Erde hinfort nicht mehr verflucht sein soll um der Menschen willen.“

Welch ein Fluch auf der Erde um der Menschen willen liegen kann, wird einem erschreckend deutlich, wenn man einmal die Geschichte der 30 Jahre Krieg an seinem Auge vorüberziehen läßt. Es ist unheimlich, welch eine Not und welch ein Jammer sich in diesen 30 Jahren zusammengeläutert hat. Fremde Völker fraßen sich damals in unsern Volkskörper ein. Die Volkskraft war zerbrochen. Sittliche Verrohung war das Geschenk des Krieges gewesen. Zwar war der Friede von 1648 nur ein brüchiges Siegel unter einer unseligen Zeit, aber es war doch große Freude, als nun allenthalben das edle Fried- und Freudenwort erscholl.

Zu den Kleinodien des evangelischen Liederschazes gehören die beiden Choräle: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“. König und Königin der Choräle genannt, stammen beide von Philipp Nicolai. In Westfalen geboren, war er, nachdem er lange Zeit in seiner Heimat Pfarrer gewesen war, als Hauptprediger in Hamburg. Er gehörte in seiner Zeit zu den beliebtesten Erbauungsschriftstellern. Während der Pestzeit entstand in Anna zum Trost der trauernden Familien „der Freudenpiegel des ewigen Lebens“. In seinem Kampfe gegen die reformierte Glaubensrichtung war er maßlos heftig und ungerecht.

Es ist ja überhaupt oft beschämend für das Lutherum, mit welchen Mitteln gegen unsere reformierten Glaubensbrüder gekämpft wurde und oft gerade von denen, die Luther am wenigsten verstanden hatten. Es wird immer so bleiben, daß, wo zwei ausgeprägte auch in ihrem Glauben geprägte Menschen einander gegenüberstehen, sie sich viel leichter verstehen werden als Menschen, die lau und

matt dahinleben. Jeder Reformierte wird z. B. Louis Harns, dem Begründer der Hermannsburger Missionsgesellschaft seine Achtung nicht verwehren. Er war streng lutherisch gesonnen, aber jeder Christ wird durch seine klaren und bestimmten Predigten insbesondere durch seine Evangelien-Predigten angefaßt werden und seine Freude daran haben. Er war Pfarrer in einem Bauerndorf Hermannsburg, das unter seiner Leitung zu einem der lebendigsten christlichen Dörfer unseres ganzen deutschen Vaterlandes geworden ist. Hier entstand die Bauernmission. Die Eigenart seiner Mission sah Harns darin, daß die in die Missionsgebiete hinausgeandten Missionare nicht auf vereinzelte Posten gestellt wurden, sondern in Kolonien zusammenblieben, um so zur Sammlung christlicher Gemeinden erster Stützpunkt zu sein.

In herzlicher Freundschaft

bin ich Dein

Gottfried.

Europäischer Aberglaube in Afrika.

Lebhaft beschäftigen sich die Schwarzen mit einem europäischen Zauberkünstler, der die ganze Welt bereist. Er hält auch Sprechstunden ab, in denen er ihnen, gegen Honorar, die Zukunft enthüllt und über verlorene Gegenstände Auskunft gibt. Bisher wußten nur die Schwarzen, die europäischen Zeitungen lesen, um den üppigen modernen Aberglauben der Weißen. Wie gar manchmal bin ich schon über die in den Zeitungen stehenden Anzeigen der Heilseherrinnen und Wahrsagerinnen der europäischen Hauptstädte befragt worden! Nun nun jendet der europäische Aberglaube sogar seine Vertreter zu den Schwarzen hin!

Wie stehen wir, die wir unter den Eingeborenen gegen ihren Aberglauben auftraten, nun vor ihnen da!

„Die Weißen haben ja auch Zauberer“, sagt mir ein Eingeborener. „Warum haben die Missionare und du uns das verheimlicht?“

Die Siegesfahrt des europäischen Aberglaubens in die Kolonien ist ein Ereignis von ungeheurer Tragweite. Die einseitigen Eingeborenen nehmen Anstoß daran, daß es bei uns noch Aberglauben gibt; der heidnische Aberglaube aber triumphiert ob des unerwarteten Bundesgenossen, der ihm über das Meer her zu Hilfe kommt.

Schon jetzt beutet der gewerbmäßige europäische Aberglaube die Schwarzen aus. Eingeborene aus unserer Gegend, darunter auch Heilgehilfen meines Spitals, haben einen Prospekt zugekauft bekommen. Sie sollen unter Betätigung von 50 Kranken einige von ihren Haaren einpendeln und ihren Geburts-tag angeben, damit man ihnen das Horoskop stelle und ihnen den „Ki-Maggi“ Talisman sende, der den für sie in Betracht kommenden Zeichen des Zodiaks entspricht. In der Antwort sollen sie angeben, ob sie einen Talisman für Erfolg in den Geschäften, oder für Glück in der Liebe, oder für gute Gesundheit, oder für Glück im Spiel wünschen. Es wird auch einer angebo-den, der Eroge auf allen Gebieten gewährt. Dieser kostet aber bedeutend mehr als die anderen.

Voll Freude, daß sie der Vorletzte dieses geheimnisvollen Wissens teilhaftig werden sollen, kommen zwei meiner Heilgehilfen zu mir herauf; gleich soll ich ihnen einen Vorschub geben, damit die gewünschten Ausgaben und das verlangte Geld mit wendender Post abgeben können. Einer stellt bedauernd fest, daß er seinen Geburtstag nicht weiß. Aber er hofft, daß der Astrolog ihm nach dem beigelegten Haar das Horoskop stellen kann. Ich fürchte, daß sie trotz meiner Aufklärung und trotz des verweigeren Vorschusses auf den Prospekt geantwortet haben.

So schreibt der bekannte deutsche Missionar Dr. Albert Schweizer. Wir Christen aber — kann uns das gleichgültig sein?!

Bibellesestafel.

20. Sonntag n. Trin., den 21. Oktober 1928.

Evangelien: Matth. 22, 1—14 und Joh. 15, 1—8.

Episteln: Eph. 5, 15—21 und Röm. 14, 1—9.

Altes Testament: Spr. Sal. 2, 1—8.

21. Okt. 2. Tim. 3, 10—17. Treu unter Verfolgung und Verführung.

22. Okt. 2. Tim. 4, 1—8. Die Einsamkeit der Zeugen.

23. Okt. 2. Tim. 4, 9—22. Kleinigkeiten?

24. Okt. Philimon 1—25. Aus dem Leben eines Taugenichts.

25. Okt. Esra 1, 1—8. Erweckung.

26. Okt. Esra 3, 1—13. In einem Geist.

27. Okt. Esra 4, 1—5. Das schwere „Nein“.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide.

Sonntag, den 21. Oktober (20. Sonntag n. Trin.): 9,30 Uhr Gottesdienst, darauf Beichte und heiliges Abendmahl; 11,30 Uhr Kindergottesdienst; 2 Uhr nachm. Gottesdienst in der Schule zu Hafendorf.

Getauft: 2 Knaben, 1 Mädchen.

Getraut: Landwirt Ernst Witting in Kl. Wickerau mit Hofbesitzer Tochter Ema Marie Karsten in Ellerwald I. Trift; Landwirt Ernst Walter Schröter in Kerbschorst mit der Hausdchter Minna Marie Groß in Kerbschorst; Straßenbahnarbeiter Friedrich Wilhelm Bierwolf in Elbing mit dem Hausmädchen Minna Berta Poec in Neufirch.

Pomehrendorf.

Die erste Rate der Kirchensteuern für die Zeit vom 1. April 1928 bis zum 31. März 1929 wird in diesen Tagen eingezogen. Sie beträgt 8 Prozent der Reichseinkommen-, der Grundvermögens- und der Gewerbesteuer. Die zweite Rate, die um 1 Prozent niedriger liegt, also nur 7 Prozent der genannten Steuern beträgt, wird anfangs Februar 1929 zur Einziehung gelangen. Alle Gemeindeglieder, die einen selbständigen Haushalt haben, aber zu keiner der oben bezeichneten Steuern veranlagt sind, haben 2 M. jährlich zu entrichten, also für jede Rate 1 M. Die Festbesoldeten, die zur Lohnsteuer veranlagt sind, zahlen ebenfalls 8 Prozent und 7 Prozent dieser Steuer. Das mag mancher für etwas hart halten, aber es läßt sich nicht ändern. In Elbing ist die Kirchensteuer genau so hoch wie in unserer Gemeinde. Es gibt in Pomehrendorf 71, in Groß Stoboy 104, in Wolfsdorf-Höhe 56 in Schönmoor 24 und in Klein Stoboy 4 steuerpflichtige Personen, im ganzen 259. Selbst diese ziemlich hohen Kirchensteuern reichen noch nicht aus, um alle Ausgaben zu decken, da die elektrische Licht- und Karstanlage auf dem Pfarrgehöft allein etwa 1600 Mark kostet.

Mit der Aufforstung der Kahlfächen in Pfarrwalde soll im Frühjahr 1929 begonnen werden. Die Vorbereitungen dazu müssen noch in diesem Herbst ausgeführt werden. Es handelt sich zunächst um 2 Morgen. Im ganzen sollen 6—8 Morgen neu bepflanzt werden.

Gegenwärtig wird in Pomehrendorf ein Lehrgang für Kochen, Servieren, Tischdecken, Nähen und Plätten abgehalten. Er dauert 10 Wochen und wird von Fräulein Dressler aus Marienburg geleitet. Die Gebühren betragen für jede Teilnehmerin 25 Mark. Es beteiligen sich 18 junge Mädchen aus Pomehrendorf, Groß Stoboy, Wolfsdorf, Schönmoor und Serpin. Natürlich reichen die Gebühren zur Deckung der Unkosten bei weitem nicht hin. Alles, was noch fehlt, gibt der Vaterländische Kreis-Frauenverein Elbing, der diese Sache in die handgenommen hat. Auch die jungen Mädchen aus dem Arbeiterstande werden demnächst im Kochen, Nähen und Plätten unterwiesen werden, sobald die Fortbildungsschule auf dem Lande für Mädchen eingerichtet sein wird. Das wird voraussichtlich schon im nächsten Jahre der Fall sein.

Die Verhandlungen wegen der Einpfarung von Klein Stoboy nach der Kirchengemeinde Pomehrendorf werden voraussichtlich am 21. Oktober im Gasthause oder in der Schule zu Groß Stoboy stattfinden. Hoffentlich wird dem jetzigen unhaltbaren Zustande endlich ein Ende gemacht.

Die Goldene Hochzeit feierten am Sonntag, dem 7. Oktober, der Schmiedemeister Gottfried Blandau und seine Ehefrau Eleonore geb. Winkler aus Schönmoor. Der eigentliche Termin war der 3. Oktober. Aber am Wochentag hat man auf dem Lande in der Kartoffelernte keine Zeit, und solch ein seltener Tag soll doch unter möglichst großer Teilnahme begangen werden. Das geschah denn auch in reichstem Maße, so daß der Raum die Teilnehmer kaum zu fassen vermochte. Als Vertreter der Kirchengemeinde war außer dem Ortspfarrer Herr Kirchenältester Wölke, von der Landgemeinde Schönmoor Herr Gemeindevorsteher Böhnke, von der Schule Herr Lehrer Horn anwesend. Nach der Ansprache des Pfarrers und der Einsegnung des Jubelpaares wurden die Ehedenkmünze des Kirchsenats, das Glückwünschreiben des Evang. Konsistoriums in Königsberg, das Ehrengeschenk der Regierung und eine Bibel überreicht. Von vielen anderen Seiten waren dem Blandau'schen Ehepaare sinnige

Aufmerksamkeiten erwiesen. Beide Eheleute sind geistig und körperlich noch recht rüstig. Möge ihnen durch Gottes Güte noch ein langer, lichtvoller Lebensabend beschieden sein!

Nun ist doch noch in letzter Stunde gegen das Gerichtsurteil vom 13. Juli, nach welchem der Kirchengemeinde der Besitz am Organisten- und Schulgrundstück zugesprochen wurde, Berufung eingelegt worden. Es hat nun das Oberlandesgericht in Marienwerder das Wort.

Pr. Mark.

Getauft wurde am Sonntag, den 7. Oktober Helga Lotte Witt, Tochter des Kaufmanns und Gastwirts Walter Witt aus Gildenboden. —

Getraut wurden: am 30. September der Schweizer Wilhelm Fesner aus Mariensfelde mit der Tochter des Justmanns Gustav Brojowski, Margarete Emma Brojowski aus Neuendorf-Höhe. — Am 6. Oktober der Arbeiter Paul Arthur Patorra mit der Tochter des Arbeiters Hermann Lettau, Emma Lettau aus Serpin. — Am 13. Oktober der Arbeiter Friedrich Thiel aus Grunau-Höhe mit der Tochter des Arbeiters Gottfried Schönfeld, Auguste Schönfeld aus Serpin. —

Aus diesem Erdenleben abgerufen wurde am 9. Oktober im Alter von 59½ Jahren der Besitzer Friedrich Batschkowski aus Serpin. Der Entschlafene hat sich durch seine und seiner Frau tüchtige und sparsame Art vom Arbeiter zum Besitzer emporgearbeitet. Nach seiner Heirat im Jahre 1892 war er 11 Jahre Justmann in Gr. Stoboy, dann 3 Jahre Justmann in Wolfsdorf, dann zog er in unsere Kirchengemeinde nach Serpin, wo er noch 1 Jahr Justmann war und sich dann ein Besitztum von 21 Morgen kaufte. Durch Gottes Hilfe, der ihn und die Seinen gesund erhielt, gelang es ihm, auf seinem Grundstück vorwärts zu kommen. — Im vergangenen Jahr stellte sich ein schweres und hartnäckiges Leiden ein, dem der Entschlafene nun erlegen ist. Am Freitag, den 12. Oktober wurde er zur letzten irdischen Ruhe auf unserm Friedhof gebettet. Er ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihm! —

Die nächste Versammlung unseres Cv. Jungmädchenvereins findet am Sonntag, den 21. Oktober um 2 Uhr nachmittags im Pfarrhause statt. Vollzähliges Erscheinen ist erforderlich. —

Die nächste Versammlung des Cv. Jungmännervereins findet am Sonntag, den 28. Oktober um 2 Uhr nachmittags im Pfarrhause statt. Da an diesem Tage eine photographische Aufnahme des Vereins vorgenommen werden soll, müssen unbedingt alle Mitglieder erscheinen. Es bringe auch jeder seinen Turnanzug mit, da wahrscheinlich auch eine Aufnahme der Vereinsmitglieder im Turnanzug gemacht werden wird. —

Da jetzt der Kirchenfußboden unter den Bänken aus Holzdielen besteht, sind die Fußmatten, welche sich einzelne wegen der kalten Zementfliesen auf ihre Plätze gelegt hatten, nicht mehr erforderlich. Es wird daher gebeten, die Matten möglichst bald vom Kirchendiener abzuholen. —

Nachdem nun nach Instandsetzung des Kirchenfußbodens und der Bänke wieder alle Bänke auf die richtigen Plätze gestellt worden sind, wird dringend gebeten, die gemieteten Plätze beim Kirchenfassenrendant zu bezahlen. Wer seine Plätze bis zum Sonntag, den 11. November nicht bezahlt hat, von dem wird angenommen, daß er keinen gemieteten Platz mehr haben will.

Es sei an dieser Stelle gedankt für eine auf den Altar gelegte Gabe von 3 M. für die Kirche gelegentlich der Trauung Patorra-Lettau, Serpin. —

Der Gemeindefkirchenrat weist hiermit darauf hin, daß nur sämtliche Taufen und Trauungen, welche am Sonntag im Anschluß an den Gottesdienst stattfinden, gebührenfrei sind. Für alle übrigen Taufen und Trauungen sind die in der Gebührenordnung unserer Kirchengemeinde festgesetzten Gebühren zu bezahlen. Die Gebührenordnung kann jederzeit im Pfarramtzimmer von jedem Gemeindeglied eingesehen werden. —

In der letzten Ausgabe unseres Gemeindeblattes ist unter Pr. Mark ein Druckfehler vorgekommen. Es handelt sich um den Cv. Hauskalender. Es muß nicht heißen: „Der Kalender ist ein stilles, freies Buch“, sondern: „Der Kalender ist ein stilles, feines Buch, das nachdenklich gelesen sein will“. —